

tools 01 02 03 04 | 2009

Österreichische Fachzeitschrift
für Erwachsenenbildung



Biographie und Milieu

Sind Grenzen überschreitbar?

08_Vergessen und Erinnern

11_Orte erzählen Geschichte

14_Herklotzgasse 21

21_Erzählen und Spielen

Inhalt

02 _ Aufriss

Wachsende Selbstpädagogisierung
Dieter Nittel/Astrid Seltrecht

05 _ Perspektiven

05 _ VirtuoslInnen in anderen Milieus?
Helmut Bremer

08 _ Vergessen gehört zum Erinnern
Gert Dressel, Katharina Novy

11 _ Orte erzählen Geschichte
Gudrun Blohberger/Christian Kloyber

14 _ Kunst

16 _ Kolumne

17 _ Modelle

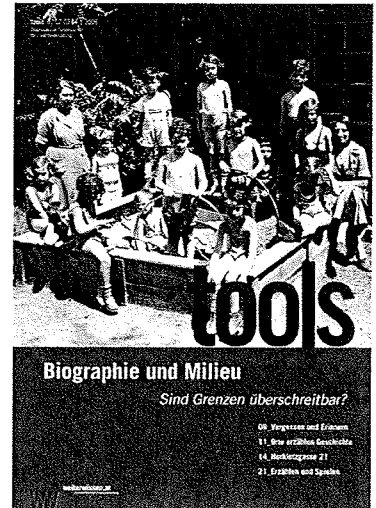
17 _ Biografie entdecken
*Ulrike Seifert/Maria Hofstadler/Hubert Klingenberg/
Elfie Haindl/Peter Adam*

20 _ Lebenswenden
Pierre Stutz

21 _ Erzählen und Spielen mit Alt und Jung
Margarete Meixner

23 _ Bücher

25 _ Aktuelles



tools



Projekt „Herklotzgasse 21“

Herklotzgasse 21, Wien XV.

Ein Ort mit Geschichte und Gegenwart. Stellen Sie sich vor, Sie arbeiten in einem Haus, von dessen wechsellvoller Geschichte Sie nicht mehr als ein vages Gefühl haben Kunst _ 14

Vergessen gehört zum Erinnern

„So etwas gibt sehr viel, wenn man sprechen kann“ – Biografiearbeit als Bildungsarbeit

Gert Dressel, Katharina Novy

Das Bedürfnis vieler älterer Menschen, lebensgeschichtliche Erfahrungen zu ordnen und den vielen erlebten Brüchen und Veränderungen einen kohärenten Sinn zuzuschreiben, ist groß – angesichts des schier unglaublichen historischen und gesellschaftlichen Wandels im Laufe ihrer Lebenszeit. Das hat ein inzwischen kaum mehr überschaubares Angebot an mehr oder weniger professioneller Biografiearbeit entstehen lassen. Aufbauend auf Erfahrungen aus fast zwei Jahrzehnten Arbeit mit biografischen Zugangsweisen in Erwachsenen- und Weiterbildung, universitärer Lehre, Sozialer Arbeit und Forschung wollen wir hier unseren Ansatz darlegen. Wir wollen nachzeichnen, welche Lernprozesse gesellschaftlich und historisch verstandene Biografiearbeit als Bildungsarbeit bei den Erzählenden selbst initiieren kann.

Biografie als historisches und gesellschaftliches Phänomen

Wenn wir von Biografiearbeit sprechen, geht es uns nicht um individuelle persönliche Geschichten oder den Austausch von privaten Intimitäten, wie sie in Talkshows breitgetreten werden. Wir verstehen Biografie als ein gesellschaftliches Phänomen, das dadurch geprägt ist, dass ich als BiografieträgerIn in einem bestimmten sozialen und regionalen Milieu aufgewachsen bin, dass ich Erfahrungen als Frau oder Mann gemacht habe, dass ich Angehöriger einer bestimmten Alterskohorte bin, auch, dass ich eben dieses oder jenes politische und religiöse Glaubensbekenntnis in meinem Leben „unterschrieben“ habe (und vieles mehr). Wenn Biografiearbeit als Bildungsarbeit oder gar politische Bildung verstanden wird, geht es vielfach darum, Menschen zu unterstützen, ihre Lebensgeschichte in diesen alltags- und sozialhistorischen Bezügen zu

reflektieren – und sich damit auch in der Gegenwart gesellschaftlich zu verorten.

(Autobiografisches) Erzählen

Autobiografisches Erzählen steht im Zentrum dieser Biografiearbeit. Dabei ist „Erzählen“ nichts Selbstverständliches – obwohl es uns als sehr vertraute Form erscheint. Nicht jedes freie Reden über die Vergangenheit ist schon ein „Erzählen“. In Settings der Biografiearbeit geht es darum, die Konzentration möglichst auf konkrete, selbsterlebte Geschichten zu richten und Argumentationen und allgemeine Beschreibungen hintanzuhalten. Ob wir dabei Einzelinterviews durchführen oder Gesprächskreise moderieren – in jedem Fall haben wir dabei die Verantwortung, den Rahmen für eine solche Erzählkultur zu schaffen, in der persönliche Erfahrungen im Zentrum stehen: durch aktives bzw. aufmerksames Zuhören, Hinhören, wo hinter allgemeinen Beschreibungen konkrete Geschichten stecken könnten; indem Nachfragen nach Daten und Fakten, Suggestivfragen, auch direkte Interpretationen weitgehend vermieden werden; durch Fragen, die Erzählräume öffnen und die von Argumentationen auch wieder zu Fragen nach dem Erleben und damit zu Geschichten über Selbsterlebtes zurückführen. In einem großen ZeitzeugInnenprojekt im südlichen Niederösterreich, in dem auch zahlreiche Schulen mitwirkten, stellten SchülerInnen wie LehrerInnen oft die Frage: „Waren Sie froh, als der Krieg aus war?“ – „Ja sicher“, war häufig die lakonische Antwort der alten Menschen. Wenn dagegen gefragt wurde: „Wenn Sie sich an das Kriegsende zurückerinnern, wie haben Sie das konkret erlebt?“, erzählten die Interviewten konkrete Geschichten. Auch Gegenstände und alte Fotos können übrigens zu Erzählungen anregen.

„Erzählen“
ist nichts
Selbstverständliches.

**Biographiearbeit ist
Beziehungsarbeit**

In Beziehung gehen – in Distanz bleiben

Biografiearbeit, wie wir sie verstehen, ist immer auch Beziehungsarbeit. Sie lebt – ähnlich wie etwa Beratung oder Soziale Arbeit – im Spannungsfeld von In-Beziehung-treten einerseits, Distanzierung andererseits. Es gilt einerseits die Erzählenden in ihrer subjektiven Erfahrungswelt zu verstehen, empathisch zu sein, andererseits Distanz wieder herzustellen bzw. zu bewahren, um den Bildungsprozess weiter betreiben und hilfreich sein zu können. So ist es etwa wichtig, vom historischen Kontext her immer wieder in Distanz zum Erzählten zu treten: Inwiefern widerspricht das Erzählte meinem bisherigen Wissen und eventuell auch wissenschaftlich abgesicherter Erkenntnis? Und immer: Das Erzählte ist die gesellschaftlich verortete spezifische Erfahrung einer erzählenden Person. Gerade wenn wir mit Gruppen biografisch arbeiten, bieten sich durch die TeilnehmerInnen selbst immer Kontrastgeschichten an. Wenn beispielsweise ein Mann ausführlich über seine Erfahrungen in der Nachkriegszeit erzählt, liegt es nahe, im Anschluss daran eine Teilnehmerin zu fragen: „Und wie haben Sie – als Frau – das erlebt?“

Akzeptanz von Differenzen

Insbesondere in lebensgeschichtlichen Gesprächskreisen ist es zentral, den Differenzen Raum zu geben, da sonst unter der Hand über die erzählten Geschichten eine dominante Norm in der Gruppe konstruiert wird. So meinte etwa eine Teilnehmerin eines Gesprächskreises in einem Pensionistenwohnhaus in Wien-Ottakring nach einer anfänglichen Stunde, in der – zum „leichten“ Einstieg – über Kinderspiele gesprochen wurde: Sie werde nicht wiederkommen, da sie ganz andere Erfahrungen habe als die erzählten. Denn ihre jüdische Herkunftsfamilie war nicht so arm gewesen wie diejenige der bisherigen ErzählerInnen – und sie befürchte deshalb Antisemitismus. Erzählte Geschichten können schnell eine kollektive Norm herstellen – und Gefühle von Ausschluss wecken. Hier gilt es, das Thema weiter zu öffnen, Unterschieden

Raum zu geben und Menschen, die Geschichten abseits der Mehrheitsgeschichten erzählen, Unterstützung zu bieten. Und immer wieder ist darauf achten, dass nicht über die unterschiedlichen Erfahrungen diskutiert wird, sondern dass diese Differenzgeschichten erzählt und gehört werden.

In der Praxis von Biografiearbeit bietet das Offenlegen von unterschiedlichen Differenzen (nicht: die eine große Differenz) eine große Chance. Die Fiktion, ich wäre die Einzige, die etwas auf ganz andere Weise erlebt hat als alle anderen – die schnell als Kollektiv gedacht werden – ist rasch erschüttert, wenn die richtigen Fragen gestellt werden. Auch soziometrische Aufstellungen helfen hier, unterschiedliche Gruppenzugehörigkeiten und Differenzen sichtbar zu machen. Wenn die Leitung hier durch Fragestellungen und Reaktionen jeweils wertschätzend agiert, hilft gerade das Sichtbarmachen von Differenzen dabei, Vertrauen aufzubauen. Bei einem Workshop zum Thema „Frauenleben Frauenrechte“ etwa gruppierten sich die teilnehmenden Frauen unterschiedlicher Generationen zum Einstieg in den Workshop nach verschiedenen Fragestellungen (Generation, Herkunft), um dann jeweils zu beraten, worin denn die Gemeinsamkeit – und eventuell Differenz zu anderen Erfahrungen – liege. Hiermit war der erste Schritt zu Fragen von historischer Veränderung und unterschiedlichen Milieus bereits gemacht.

Erinnern und Vergessen

Wenn wir unsere Lebensgeschichte ordnen und erzählen, bildet das nie eins zu eins das eigene „erlebte“ Leben ab, sondern ist immer eine selektive Rekonstruktion im Hier und Jetzt. Vergessen gehört also zum Erinnern dazu. Interessant ist aber stets: Was wird erzählt, was wird nicht erzählt – und warum? Jede Gesellschaft (z.B. die österreichische), jede spezifische Lebenswelt (z.B. ein Dorf, ein Seniorenwohnheim oder auch die eigene Familie) verfügt über ein kollektives Gedächtnis, das normiert, was erinnert und

> Perspektiven

erzählt werden darf, was aber auch vergessen oder verschwiegen werden soll. Die kollektive Erinnerung an den Nationalsozialismus beispielsweise ist in diesem Zusammenhang ein (aber nicht das einzige) Feld, das nach 1945 in Österreich besonders stark normiert worden ist. Erinnerungen an Verfolgte, Vertriebene und Ermordete, aber auch an konkrete TäterInnen im eigenen unmittelbaren persönlichen Umfeld hatten darin oft keinen oder nur wenig Platz; dagegen erinnert man sich zum Beispiel in Ostösterreich an Übergriffe von Angehörigen der Roten Armee zu Kriegsende und in der unmittelbaren Nachkriegszeit sehr intensiv. Als einmal eine ältere Frau in einem Interview sehr wohl die Deportation einer jüdischen Familie in der NS-Zeit in der eigenen Gemeinde thematisierte, fragte ein Schüler nach: „Waren das die Russen, die die Juden mitgenommen haben?“

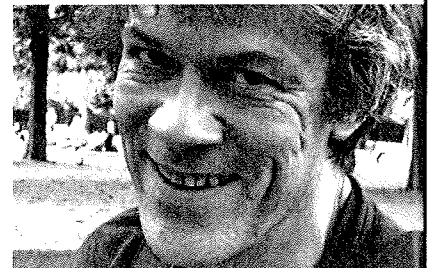
Als Fragende und Nachfragende sind wir selbst immer wieder in die Normen des kollektiven Gedächtnisses, in die Sprechverbote und Sprechgebote verstrickt. Wo frage ich nach, wo frage ich nicht nach? Was höre ich, was höre ich nicht? Daher gilt es, aufmerksam zu sein für Erzählungen, die mich selbst überraschen, vielleicht sogar irritieren können. Die Akzeptanz von Differenzen gilt es nicht nur zwischen TeilnehmerInnen von Gesprächskreisen herzustellen, sondern auch zwischen den TeilnehmerInnen und mir als Moderator. Insofern sind wir in die Lernprozesse, die wir u.a. bei älteren Menschen initiieren wollen, ebenso involviert. Um den Normen kollektiver Gedächtnisse nicht vollends zu unterliegen, um unterschiedlichen Erfahrungen einen Ort zu geben, müssen wir Raum gerade für solche Erfahrungen und Erzählungen schaffen, die nicht „normal“ sind.

Im bereits erwähnten Gesprächskreis in Wien-Ottkaring, den wir in den 1990er-Jahren leiteten, konnten letztlich fast alle TeilnehmerInnen über ihre Erfahrungen in der NS-Zeit erzählen und den Erzählungen der jeweils anderen zuhören. Unter den TeilnehmerInnen waren überlebende JüdInnen ebenso wie ehe-

mals engagierte NationalsozialistInnen. Eine Teilnehmerin, deren Ehemann im Konzentrationslager Dachau ermordet wurde, stellte resümierend fest: „Ich konnte so sprechen – obwohl es mir nicht gegeben ist, das Sprechen, aber ich konnte mich freisprechen von dem Ganzen, so wurde mir leichter. Und so etwas gibt sehr viel, wenn man sprechen kann.“



Dr^m Katharina Novy,
Soziologin, Trainerin, Beraterin und Moderatorin,
Psychodrama-Rollenspielleiterin.
E: katharina.novy@gmx.at
I: www.perspektivenveraendern.at



Dr. Gert Dressel,
wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts
für Wissenschaftskommunikation und Hochschulforschung
an der IFF Wien (Alpen-Adria Universität)
E: gert.dressel@uni-klu.ac.at
I: www.uni-klu.ac.at/wiho/inhalt/448.htm

Weiterführende Literatur:

Alheit, Peter/Bettina Dausien: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart (Lucius + Lucius) 2000, 257-283.
Dressel, Gert/Katharina Novy: 5 x Wien. Lebensgeschichten 1918-1945. Wien (Verband Wiener Volksbildung) 1995.
Hagenhofer, Johann/Gert Dressel: Lebensspuren. Erlebte Zeitgeschichte im Land der tausend Hügel. Lichtenegg (Gemeinsame Region Bucklige Welt) 2007.

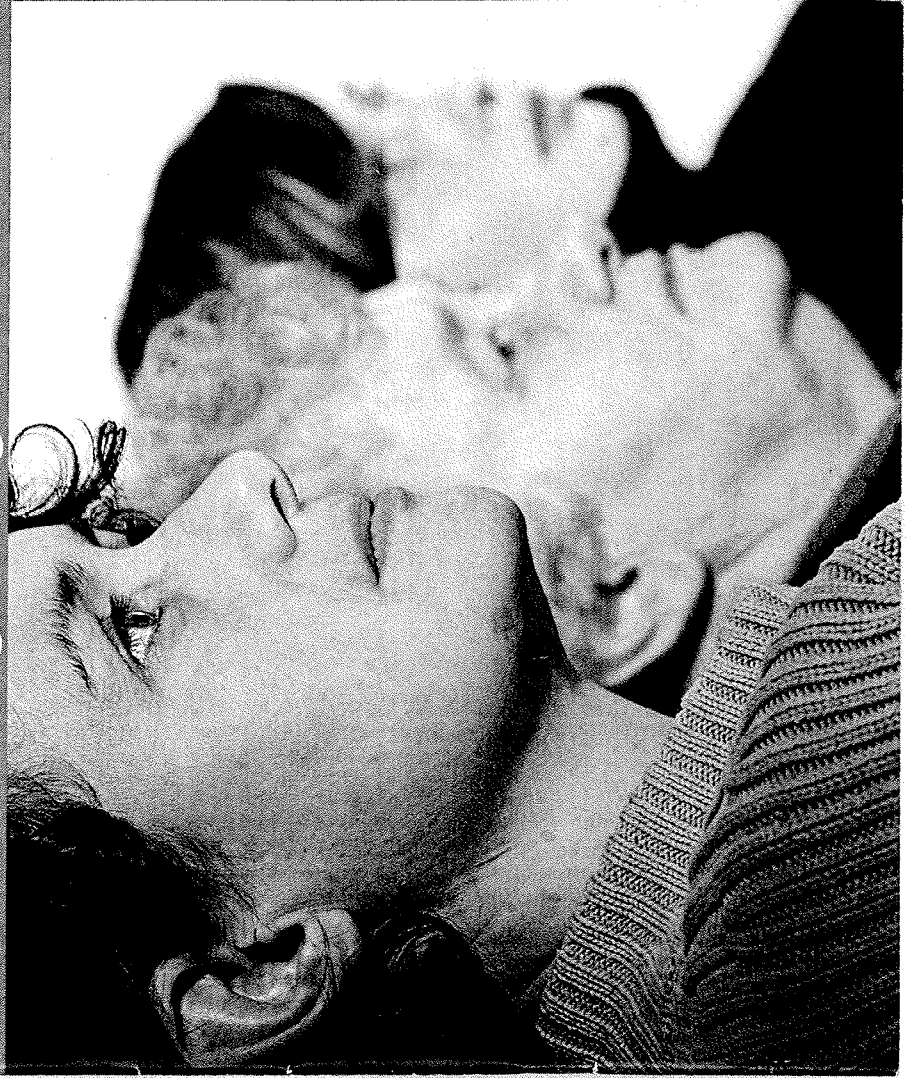
Praxis Palliative Care

Für ein gutes Leben bis zuletzt

Praxis PalliativeCare

3 | 2009

Angehörig sein
und zugehörig werden



Praxis Palliative Care

Ausgabe 3 Angehörig sein & zugehörig werden

- 1 Zugehörig werden bedeutet, selbst Halt zu finden, um halten oder auch loslassen zu können
ANDREAS HELLER

PRAXIS

- 4 „Ich spüre den Druck...“
Eine Ärztin pflegt ihre an Demenz erkrankte Schwiegermutter
MARTINA SCHMIDL
- 7 Schlüsselgespräche schaffen Vertrauen
Angehörige, Zugehörige, Nahestehende im Hospiz
THILE KERKOVIVUS

- 10 Trauerbegleitung von Angehörigen mit einer Demenz
Auf das Elementare kommt es an
ELKE HELD

- 12 Das fremde Sterben der Muslime
Konzepte kulturkompetenter Trauerbegleitung für türkischstämmige Migrantinnen und Migrantinnen
JOHANNES BISCHOF

- 15 Angehörige als Patienten zweiter Ordnung
Psychische, soziale und emotionale Entlastungen organisieren
MANFRED GASPAR

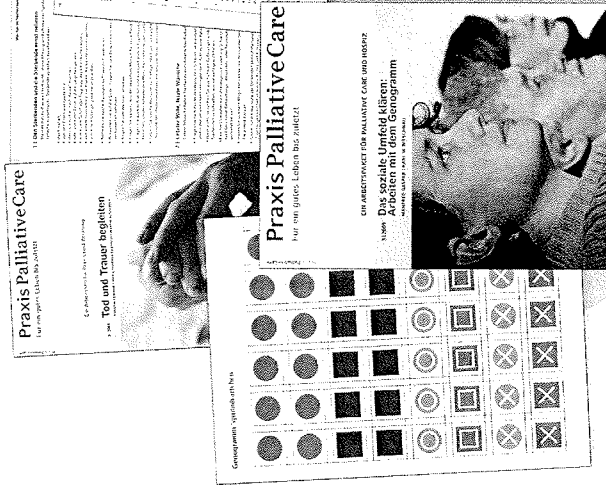
- 18 „Die Angehörigen sind die geborenen Feinde der Profis...“
Interview mit Klaus Dörner zu Wahlverwandten, verschobenen Mittelpunkt und einer neuen Hilfekultur.
ANDREAS HELLER

HINTERGRÜNDE

- 22 Angehörig sein in der letzten Lebensphase
Das Thema in der (Pflege-)Forschung
WILFRIED SCHNEPPI | HELMUT BUDRONI

- 26 Ich könnte es mir endlich von der Seele reden...
Über die Notwendigkeit von Biografiearbeit mit An- und Zugehörigen
GERT DRESSEL

- 28 Zwischen Liebe, Verantwortung und Pflichtgefühl
Partnerschaft und Demenz
SABINE WADENPOHL



MODELLE GUTER PRAXIS

- 31 Die Angehörigenprechstunde
Gespräche mit Angehörigen in Langzeitpflegeeinrichtungen
ANETTE ESTER

- 34 Als Professionelle zu Partnern werden
An- und Zugehörige in der häuslichen palliativen Versorgung
CLAUDIA WENZEL | SANDRA HORNEK

- 37 „Warum Töchter ihre Mütter pflegen“
Zum Für und Wider einer Pflege-Übernahme
CHRISTINA GEISTER

BERATUNG

- 40 Stundenweise rücksichtslos sein dürfen
Zur psychosozialen Begleitung von An- und Zugehörigen sterbender Menschen
ANJA DOSE

- 42 Angehörige im Recht?
Zum Vertretungsrecht in Deutschland, Österreich und der Schweiz
THOMAS KLIE

MAGAZIN

- 44 AUFGELESEN
Familienkonflikte in Palliative Care
CLAUDIA WENZEL | ALEXANDRA HORNEK

- 45 Im Abschied liegt die Geburt der Erinnerung
Hilfe für Ausstellungs- und Buchprojekte gesucht
PETRA UHLMANN | MICHAEL UHLMANN

- 46 PALLIATIVE CARE IM INTERNET
Einfacher suchen – leichter finden

- 48 KOMMENTAR
Brauchen wir den elektronischen Nachbarn?
REIMER GRONEMEYER

- 49 Impressum

Praxis Palliative Care
im Heft

ARBEITSHFT:
Tod und Trauer begleiten
KERSTIN LAMMER | ERIKA SCHÄRER-SANTSCHI |
MARTIN ALSHEIMER

ARBEITSPAKET:
**Das soziale Umfeld klären:
Arbeiten mit dem Genogramm**
MANFRED GASPAR | KALR W. BITSCHNAU



© Michael Uhlmann

Über die Notwendigkeit von Biografiearbeit mit An- und Zugehörigen

Ich konnte es mir endlich von der Seele reden

Für das gute Sterben braucht es Menschen, die zuhören. Das müssen keine Familienmitglieder sein

... der Seele reden

Gerade Menschen, mit denen man keine jahrzehntelange gemeinsame Geschichte teilt, können gute Vertraute für ein biografisches Gespräch sein. Womöglich ist das eine unserer wichtigsten Aufgaben: Wie können wir Herbergen für Lebensgeschichten sein, in denen das Erzählen einen festen Platz haben darf?

GERT DRESSSEL

Was Familie früher angeblich nicht alles geleistet hat. In Zeiten, die von einem Wandel zwischenmenschlicher Beziehungen geprägt sind, werden oft Verlustgeschichten erzählt und eine untergegangene familiäre Komantik beschworen. Auch die Hospizbewegung ist davon nicht gefeit.

Zunehmend ist da von der traditionellen Großfamilie die Rede, in der schwerstarke und alte Menschen ihre letzte Lebensphase mit Zuwendung der Angehörigen hätten verbringen können. Sozialhistorikerinnen, die sich mit der Geschichte der Familie auseinandersetzen, müssen solche Behauptungen zu einem Kopfschütteln veranlassen. Michael Müllerauer weist etwa schon seit den 1970er-Jahren auf Basis empirischer Studien unermüdlich darauf hin, dass es „die Familie“ in der Vergangenheit nicht gegeben hat. Je nach Ort und Zeit konnte das, was als Familie verstanden wurde, etwas sehr Spezifisches sein.

Die sogenannte Großfamilie – drei Generationen unter einem Dach – bekam in Mittel- und Westeuropa überhaupt erst im Laufe des 19. Jahrhunderts eine größere Bedeutung, als die Sterblichkeitsrate sank. Im 20. Jahrhundert setzte sich dann in unseren Breiten die Kleinfamilie – Vater, Mutter, Kinder – als gesellschaftlich dominantes beziehungsweise anzustrebendes Familienmodell durch, nachdem auch die Vertreterinnen der Arbeiterschaft dieses zunächst im bürgerlichen Milieu praktizierte Modell als respektabel anerkannt hatten. Neben Kleinfamilie und Drei-Generationen-Familie existierten allerdings immer schon andere, wenn auch oft sozial verachtete Modelle familiären Zusammenlebens. Dass sich mehrere „Kleinfamilien“ Wohnheiten in den ersten Mietskasernen der expandierenden Städte am Anfang des 20. Jahrhunderts teilten, gehört ebenso dazu wie beispielsweise die vielen Alleinziehenden, die – nicht selten als Mägdin oder Dienstmädchen von ihren „Herren“ missbraucht – das Zusammenleben mit ihrem Kind organisieren mussten. Dabei wurden die ledigen Kinder und deren Mütter nicht nur vom sozialen Umfeld verachtet, die Kinder wuchsen oft als „Zielkinder“ in anderen Familien auf. Weniger aus Liebe oder Mitleid wurden Kinder in Pflege genommen oder adoptiert,

„Die Familie“ hat es auch in der Vergangenheit nie gegeben. Darunter konnte je nach Zeit und Ort etwas sehr Unterschiedliches verstanden werden

ter oft jahrelang – und dies weitgehend ohne Anerkennung für die Pflegenden seitens des sozialen Umfelds.

Gerade als Historiker muss man sagen: Die Geschichte taugt nicht für die Bewältigung aktueller Herausforderungen. Und nur allzu oft werden Mythen konstruiert, die mehr über die Unsicherheiten im Hier und Jetzt aussagen als über die Vergangenheit. Die Antworten dafür, was Hospizbewegung und Palliative Care heute leisten können, liefert die Geschichte nicht.

Vielleicht drehen wir den Spieß einfach mal um – nicht ein Verlust ist zu beklagen, sondern ein Gewinn beziehungsweise Fortschritt ist zu vermerken. Welcher Fortschritt? Dass sich Hospizbewegung und Palliative Care grundsätzlich zur Aufgabe gemacht haben, den einzelnen Menschen ein gutes Leben bis zuletzt zu ermöglichen. Ein solches grundsätzliches gesellschaftliches Anliegen, das von Vertreterinnen verschiedener Professionen und Bevölkerungsgruppen getragen und institutionalisiert wird, ist historisch gesehen ein junges, ein sehr junges Phänomen. Was nun aber zu diesem „guten Leben bis zuletzt“ dazugehören kann, hat dann sehr wohl wieder mit einem gesellschaftlichen Wandel und den Zeitläuften im 20. Jahrhundert zu tun, die viele, die sich in ihren vorletzten oder letzten Lebensphase befinden, als zumindest irritierend haben erfahren können. Stellen wir uns heute achtzig- bis neunzigjährige Menschen in Deutschland oder Österreich mit ihren Lebensgeschichten vor.

Geschichte taugt nicht für die Bewältigung aktueller Herausforderungen

Das sind Menschen, die erstens – als wer oder was auch immer – unterschiedliche politische Systeme erfahren haben, die den Zweiten Weltkrieg erlebt haben, vielleicht sind es auch Menschen, die ihre ursprüngliche Herkunftsregion verlassen mussten. Zweitens haben heute achtzig- bis neunzigjährige den Wandel der sogenannten „zweiten Moderne“ bereits als Erwachsene erfahren. Vormalig als mehr oder weniger selbstverständlich empfundene soziale und institutionelle Zusammenhänge (z.B. soziales, lokales, regionales oder nationales Herkunftsmilieu, Familie beziehungsweise Verwandtschaft, Geschlechterrollen, auch gesellschaftliche Interessensverbände, Kirchen und politische Parteien), mit denen Individuen sich ihrer gesellschaftlichen und lebensweltlichen Zugehörigkeiten versichern konnten, sind infrage gestellt. Biografieverläufe im 20. Jahrhundert sind daher oft brüchlig.

Gerade diese Brüchigkeit, diese uneheligen Zugehörigkeiten beziehungsweise Identitäten, auch die, wie es Christ-

la Wolf einmal nannte, vielen verschiedenen ideologischen und politischen Glaubensbekenntnisse, die man im Laufe des eigenen Lebens im 20. Jahrhundert unterstreifen hat, wecken bei vielen Menschen am Lebensende nochmals das große Bedürfnis, ihre eigene Lebensgeschichte zu ordnen, sie niederzuschreiben, sie anderen zu erzählen – sich erzählen, sich nochmals der eigenen Zugehörigkeiten und eines guten Lebens zu vergewissern. Letztlich geht es um das gute Sterben. Doch dafür braucht es Orte, Zeiten und Menschen, die aufmerksam und wertschätzend hinhören. Das müssen in erster Linie keine Familienangehörigen sein.

Gerade Menschen, mit denen man keine jahrzehntelange gemeinsame Geschichte teilt, können die Vertrauteren für ein biografisches Gespräch sein. Und womöglich ist das eine der wichtigsten Aufgaben, vor der viele Einrückenden stehen: Wie können wir Herbergen für Lebensgeschichten und -erzählungen sein? Wie können wir Praktiken von Biografiearbeit organisieren und leben, die sich nicht auf ein Ausfragen reduzieren, mit dem zuweilen die Biografiebögen für die Pflegedokumentation gefüllt werden?

Hermine Herman, 1915 in Wien geboren, nahm vor einigen Jahren an einem lebensgeschichtlichen Gesprächskreis in einem Wiener Altersheim teil. In diesem Gesprächskreis sprach sie erstmals ausführlich über ihr Leben, über ihre Emigration als Sozialistin 1934 in die damalige Sowjetunion. Über ihre Rückkehr nach Wien 1940, über die Ermordung ihres Ehemannes im KZ Dachau, über den frühen Tod einer ihrer Zwillingstöchter. Resümierend stellte sie fest: „Ich konnte so sprechen – obwohl es mir nicht gegeben ist, das Sprechen, aber ich konnte mich freisprechen von dem Ganzen, so wurde mir leichter. Ich konnte mich befreien von dem, was mich bedrückt. Ich konnte es mir von der Seele reden. Und so etwas gibt sehr viel, wenn man sprechen kann.“¹

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
 - Dressel, Gert (1996): Historische Anthropologie. Eine Einführung. Wien u.a.
 - Dressel, Gert & Katharina Novy (1995): 5 x Wien. Lebensgeschichten 1918–1945. Wien.
 - Mitterauer, Michael & Reinhard Sieder (1991): Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. 4. Aufl., München.
 - Sieder, Reinhard (1999): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Wien.
 - Wolf, Christa (1999): Kindheitsmuster. München.
- Dr. Gert Dressel, Historiker und Fotobildner, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Wissenschaftskommunikation und Hochschulforschung der IFF Wien (Alpen-Adria-Universität) und des Vereins „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ an der Universität Wien. Leiter, Mitarbeiter und Berater zahlreicher biografischer Projekte in Forschung, Bildungsarbeit und Sozialer Arbeit. E-Mail: gert.dressel@uni-klu.ac.at

Praxis Palliative Care

Für ein gutes Leben bis zuletzt

6 | 2010

**Es zählt,
was erzählt werden kann**



Ausgabe 6 Es zählt, was erzählt werden kann

1 Palliative Care und Hospizarbeit als narrative Praxis
ANDREAS HELLER

PRAXIS

- 4 **Es zählt, was erzählt werden kann**
Biografiearbeit als narrative Grundhaltung
GERT DRESSEL
- 7 **Da musst du aufpassen, dass du die Namen nicht wechselst!**
Warum Beziehungsaufbau und Biografiearbeit im Hospiz-Alltag schwieriger werden
HARTMUT JÄCKEL
- 10 **Von der heilenden Kraft des Erzählens**
Trauerarbeit als Erzähkultur
MARTIN KLUMPP

HINTERGRÜNDE

- 13 **Hospizarbeit und Palliative Care: eine narrative Praxis und Theorie**
Es zählt, was erzählt werden kann ...
ANDREAS HELLER
- 16 **Beziehung statt Datenklau**
Plädoyer für eine menschenwürdige Biografiearbeit
URSULA KOCH-STRAUBE
- 20 **Biografischer Kontakt**
Eine Literaturrecherche
LUZIA ROMAGNA

MODELLE GUTER PRAXIS

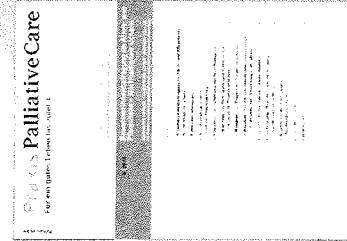
- 24 **Über das biografische Fragen**
Das Beispiel Essen und Trinken
GERT DRESSEL
- 27 **Die passende Frage finden**
Gesprächsfäden zur Biografiearbeit im Hospiz Zürich
LUZIA ROMAGNA
- 30 **Der Erzählraum einer Hausarztpraxis**
Wo das institutionelle Gespräch individuelle Beziehungen gestalten hilft
KLAUS BALLY / LOUIS LITSCHGI
- 33 **Lebensgeschichtlich erzählen**
Zur Methodik der Erinnerungsarbeit
HEINZ BLAUMEISER

BERATUNG

- 36 **Der Respekt vor dem Geheimnis des anderen**
Zu Möglichkeiten und Grenzen von Fallsupervision in der hospizlichen Arbeit
WOLFGANG HEINEMANN
- 38 **Erzählen und Verschwiegenheit**
Grenzen der Biografisierung
THOMAS KLIE

MAGAZIN

- 40 **Erkundungen in einem fernen Land**
Hospizarbeit in Japan
SUSANNE KERKOVIOUS | THILE KERKOVIOUS
- INTERVIEW
- 43 **Kampf gegen den Zeitgeist**
Gespräch mit Pater Waldemar Kippes zur spirituellen Begleitung von Kranken und Sterbenden in Japan
SUSANNE KERKOVIOUS | THILE KERKOVIOUS
- 47 **Narrative Methoden in Palliative Care**
Besprechung einer kommentierten Forschungsbibliografie
EVA EGGENBERGER
- KOMMENTAR
- 48 **Eingelegte Edelsteine, wie Augen glühend**
Erzählen gegen den Tod
REIMER GRONEMEYER
- 49 **Impressum**



im Heft

ARBEITSHEFT:

Bewohnerinnenbefragung im Alten- und Pflegeheim – Nachhaltigkeit sichern

KATHARINA HEIMERL | KLAUS WEGLEITNER |
ANDREAS HELLER
IFF-Palliative Care und OrganisationsEthik,
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt



© Werner Kruper

Biografiearbeit als narrative Grundhaltung

Es zählt, was erzählt werden kann

Menschen erzählen in einem Klima des Vertrauens, des Zuhörens. Wichtig ist eine Haltung, die ohne moralische Kommentare und bewertende Urteile auskommt. Solche Kommunikationsregeln müssen vereinbart werden.

GERT DRESSSEL

Elisabeth erzählte vor laufender TV-Kamera ausführlich aus ihrem Leben: 1907 als Kind jüdischer Eltern geboren, wuchs sie im Wiener Arbeiterbezirk Margareten auf; sie absolvierte nach der Schule eine Lehre und arbeitete bis zum Tod ihrer Mutter in einer Schneiderei. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 begannen für sie als sogenannte „Volljüdin“ sieben Jahre der Ausgrenzung und Verfolgung; ihr Vater fiel dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer; sie selbst überlebte verschiedene Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslager und kehrte 1945 nach Wien zurück.

Es zählt, was erzählt werden kann: Elisabeth lebte in den 1990er-Jahren in einem Seniorenwohnhäuser in Wien-Ottakring. Hätte es bei ihrem Einzug bereits Biografiebögen gegeben und wäre Elisabeth dahingehend befragt worden, hätten die Fragenden von Elisabeth nur bruchstückhafte Antworten bekommen. Elisabeth galt vielen als dement. Ihr waren nicht nur ganze Phasen ihres Lebens entfallen, vor allem die Jahre zwischen 1938 und 1945, regelmäßig vergaß sie auch vereinbarte Friseur- oder Arzttermine. Einen lebensgeschichtlichen Gesprächskreis mit Bewohnerinnen des Seniorenwohnhomes vergaß sie hingegen nicht. Wöchentlich nahm sie daran freiwillig teil, zunächst zurückhaltend, dann mehr und mehr aktiver. Nicht beim ersten, auch nicht beim zweiten, sondern erst bei einem weiteren Treffen entkam es ihr: „I bin ja a Jüdin!“ Aber sie bedauerte

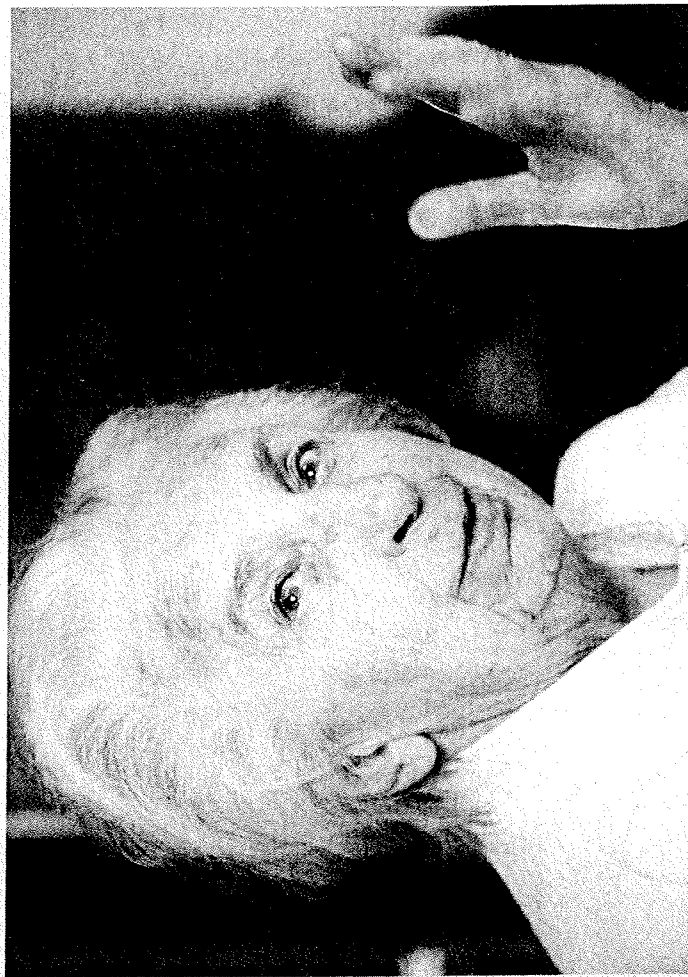
wiederholt, ein „Hirn wie ein Sieb“ zu haben. Vor allem, wenn man sie direkt nach ihren Erfahrungen in der NS-Zeit befragte, versagte ihr das Gedächtnis. Zugleich aber wollte sie sich erinnern. Erst als die anderen teilnehmenden Seniorinnen und die Moderation die positive Regel für Elisabeth aufstellten, dass sie jederzeit andere unterbrechen und selbst erzählen dürfe, wenn ihre Erinnerungen kämen, war es ihr möglich, über ihre oft leidvollen Erfahrungen zwischen 1938 und 1945 zu berichten.

Es zählt, was erzählt werden kann: Und Erzählen benötigt Vertrauen und Wertschätzung. Sukzessive erfuhr Elisabeth, dass sie den Menschen, die mit ihr gemeinsam die Gesprächsrunde besuchten, (ver-)trauen konnte. Wichtigste Kommunikationsregel war, den jeweils anderen mit ihren Erzählungen zuzuhören, dabei zu versuchen, sie aus ihren Lebenszusammenhängen heraus zu verstehen und sie nicht zu bewerten. Elisabeth machte die Erfahrung, dass sie mit ihrer persönlichen Geschichte in diesem sozialen Umfeld gut aufgehoben war. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Wie oft erzählen wir für uns Bedeutsames nicht, weil uns das Gegenüber – als Mensch oder als Organisation – nicht ganz geht? Wie wird auf das von uns Erzählte reagiert, was passiert zukünftig mit meinen Erzählungen, mit dem Wissen über meine Person? Wer verfügt darüber wie?

* Name wurde von der Redaktion geändert

Für das Erzählen bedarf es einer vertrauensvollen Atmosphäre.

Biografisches Erzählen ist etwas anderes als das Sammeln biografischer Daten. Es dient weniger der Institution als vielmehr den Erzählenden selbst.



© Werner Krüper

Auch und gerade scheinbar banale Themen wie Essen und Trinken können Anlass für ein biografisches Gespräch sein.

Es zählt, was erzählt werden kann: Und es zählt weniger, was – beispielsweise mittels Biografiebögen – dokumentiert und gesammelt werden kann. Zweifelsohne kann es für eine Organisation (beispielsweise ein Seniorenwohnhaus oder ein Pflegeheim) und die Mitarbeiterinnen dieser Organisation wichtig sein, über biografische Daten der Betreuten zu verfügen, um deren spezifische Verhaltensweisen besser deuten zu können. Doch mit und in welcher Praxis werden diese Daten erhoben? Wie wird was erfragt? In welcher Machtbeziehung stehen Fragende und Befragte zueinander? Und was sagt das alles über die darüber gewonnenen Daten aus? Stellen Sie sich einmal vor: Sie haben gerade Ihre vertraute soziale Umgebung verlassen, ziehen in ein Seniorenwohnhaus, vieles hier ist für Sie neu oder anders als gewohnt. Und nun werden Sie von dieser Organisation über Ihr Leben ausgefragt: Die Fragen sind standardisiert, Ihre Antworten werden notiert, schriftlich festgehalten, und Sie wissen, dass die in dieser Situation über Sie gewonnenen biografischen Daten in der Verwaltung des Hauses aufbewahrt werden – institutionalisierte Biografiearbeit als bürokratischer Akt!

Es zählt, was erzählt werden kann: Und dafür bedarf es einer bestimmten narrativen Praxis. Eine Praxis, die zuvorderst auf das Sammeln von biografischen Daten abzielt, unterscheidet sich von einer, die das biografische Erzählen von Bewohnerinnen beziehungsweise Betreuten ins Zentrum rückt – die erste dient vor allem der Organisation, die zweite dagegen und zunächst den Erzählenden selbst. Dahingehend ist es nicht notwendig, jede Senioren- und Pflegeeinrichtung mit lebensgeschichtlichen Gesprächskreisen auszustatten. Weder werden ausreichend personelle und finanzielle Ressourcen für ein solcherart großflächiges Angebot zur Verfügung stehen, noch können alle hochbetagten Menschen ein solches aufgrund der Einschränkungen in ihrem Alltag über-

haupt nutzen. Es geht vielmehr um die vielen kleinen Situationen im Alltag mit betagten und hochbetagten Menschen und um eine Grundhaltung der Präsenz, mit der Professionelle, Ehrenamtliche und auch Angehörige den Betreuten in diesen Momenten gegenüberreten. Die Betreuten sind Menschen mit einer eigenen persönlichen Geschichte, nach der wertschätzend und interessiert gefragt werden kann, die auch nicht sofort für eine Pflegedokumentation festgehalten werden muss und soll. Und wenn für das Fragen und Erzählen auch nur fünf Minuten zur Verfügung stehen sollten, so können die Erzählenden diese fünf Minuten als etwas erfahren, in denen sie endlich einmal für sich selbst und für ein Gegenüber als Individuum sichtbar geworden sind – institutionalisierte Biografiearbeit als eine am konkreten Menschen interessierte pflegekulturelle Grundhaltung.

Es zählt, was erzählt werden kann: Und das muss nicht immer, wie im Fall von Elisabeth, eine Erfahrung der rassistischen oder politischen Verfolgung sein. Und das heißt schon gar nicht, dass wir den Betreuten ihre intimen Geheimnisse entlocken. Auch und gerade scheinbar banale Themen wie Essen und Trinken können Anlass für ein biografisches Gespräch sein. Was waren und sind die eigenen Lieblings Speisen, welches Essen hat man immer schon gehasst? Und vielleicht stellt sich im Verlauf eines solches Gesprächs heraus, dass die Abläufe der Pflegeeinrichtung mit jenen Essensroutinen kollidieren, die der nun Betreute im Verlauf seines Lebens als für sich wertvoll herausgebildet hat. Schon seit Wochen hat der Betreffende seine Mahlzeiten meist zurückgehen lassen. Insofern kann eine biografische Erzählkultur immer auch einen „Mehrwert“ für die Betreuungseinrichtung haben.

Es zählt, was erzählt werden kann: Heute hochbetagte Menschen haben auch aufgrund des gesellschaftlichen Wandels in den vergangenen Jahrzehnten das Bedürfnis, sich am Ende ihres

Lebens nochmals narrativ zu ordnen, rote Fäden durch das eigene Leben zu ziehen, das immer auch brüchig und widersprüchlich gewesen ist, um sich darüber nochmals die eigene Biografie anzueignen und eigener Identitäten zu vergewissern. Kurz nach ihrem Auftritt vor der TV-Kamera ist Elisabeth übrigens im Alter von fast neunzig Jahren verstorben. Wir wissen, dass sie gut gestorben ist. ☺

Literatur

- Biographicorientierte Ansätze (2006). Unterricht Pflege, Heft 1, 11. Jahrgang, März 2006
- Blimlinger, Eva; Angelika Ertl; Ursula Koch-Straube und Elisabeth Wappelshammer (1996): Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen. Hannover: Vincentz Verlag
- Dausien, Bettina (2005): Biografieorientierung in der Sozialen Arbeit. Überlegungen zur Professionalisierung pädagogischen Handelns. In: Sozialextra. Zeitschrift für Soziale Arbeit & Sozialpolitik, Heft 11, 2. Jahrgang, S. 6-11
- Dressel, Gert und Katharina Novy (1995): 5 x Wien. Lebensgeschichten 1918 – 1945. Wien
- Sander, Kirsten (2006): Biographiearbeit. Grundlagen der Pflege für die Aus-, Fort- und Weiterbildung, Heft 21. Brake: Prodos Verlag
- Specht-Tomann, Monika (2009): Biografiearbeit in der Gesundheits-, Kranken- und Altenpflege. Heidelberg: Springer
- Stuhlmann, Wilhelm (2004): Demenz – wie man Bindung und Biographie einsetzt. München; Basel: Ernst Reinhardt Verlag

Dr. Gert Dressel, Historiker und Fortbildner, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Wissenschaftskommunikation und Hochschulforschung der IFF Wien (Alpen-Adria Universität) und der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien; Leiter, Mitarbeiter und Berater zahlreicher biografieorientierter Projekte in Forschung, Bildungsarbeit und Sozialer Arbeit.
E-Mail: gert.dressel@uni-klu.ac.at

Das Beispiel Essen und Trinken

Über das biografische Fragen

Leitfäden können ein Gespräch leiten oder helfen, einen roten Faden zu knüpfen, in Kontakt zu kommen, den Erzählstrang zu bündeln. Sie eignen sich nicht als Abfragekatalog.

GERT DRESSEL

In einem biografischen Gespräch erfahren wir nie die „ganze Geschichte“ einer Person, schon gar nicht die „ganze“ oder „objektive“ Geschichte der Zeiten, die diese Person erlebt und erfahren hat. Wir werden niemals erfahren, wie „es wirklich gewesen ist“. Die Erinnerung lässt sich nicht wie ein Tonband an eine bestimmte Stelle zurückspulen. Sie wandelt sich mit jedem neuen Erlebnis, jeder neuen Erfahrung – zwar nicht grundlegend, aber zum Beispiel in der Einschätzung der Wichtigkeit dieser oder jener Begebenheiten für das eigene Leben. Jede lebensgeschichtliche Erzählung hat immer auch etwas mit der Gegenwart, der Situation und dem Gegenüber zu tun, in der und mit dem sich die betreffenden Menschen erinnern. Es wird immer selektiv erinnert, manche Erfahrungen und Erlebnisse werden ausgespart, andere werden dagegen besonders hervorgehoben. Und

da Menschen, als Frauen oder Männer, als Angehörige bestimmter sozialer Gruppen und so weiter, von Geschichte immer unterschiedlich betroffen waren und sind, haben sie auch Unterschiedliches erfahren.

Zudem möchten und können Menschen nicht alles erzählen – jeder soziale Zusammenhang, Familie, Dorf, Region, Staat und auch ein Pflegeheim, hat seine Tabus, über die man lieber schweigt. Das ist zu respektieren. Aber: Mit einem biografischen Gespräch regen wir dazu an, dass Menschen aus ihrer je eigenen Sichtweise ihre Erlebnisse erzählen – und das tut den Erzählenden in den allermeisten Fällen gut, da sie sich darüber nochmals ihrer eigenen Biografie vergewissern und sich diese aneignen. Und wir selbst erhalten zwar subjektive und persönliche, aber gerade dadurch anschauliche Einblicke in vergangene, uns zuweilen fremde Lebenswelten und zugleich in Bedeutsamkeiten, die vielleicht gerade in einem aktuellen Pflegealltag für die Betroffenen relevant sind.

Insofern können solche Themen Aufhänger für ein biografisches Gespräch zwischen Betreuenden und Betreuten sein, die sich aufgrund des Pflegealltags unmittelbar anbieten, Essen und Trinken beispielsweise. Zugleich wird sich zei-

gen, dass sich auch in einem scheinbar alltäglichen und banalen Thema wie diesem eine von der Person erlebte „große Geschichte“ ausdrücken kann – vor allem dann, wenn ich mich einem Biografieverständnis verpflichtet fühle, dass weniger nach den intimen Geheimnissen der betreffenden Person, sondern vor allem nach den Zusammenhängen zwischen Lebensgeschichte, Gesellschaft und politischer, sozialer, kultureller und ökonomischer Geschichte fragt.

Nun kann man Fragen in unterschiedlicher Art und Weise stellen. Wenn Fragen zum Erzählen animieren sollen, dann sollten sie eher offen formuliert sein. Wenn ich etwa die Frage stelle: „Waren Sie froh, als der Krieg aus war?“, wird „Ja sicher!“ häufig die lakonische Antwort sein. Wenn dagegen gefragt wird: „Wenn Sie sich an das Kriegsende zurückerinnern, wie haben Sie das konkret erlebt?“, erzählen die Befragten meist konkrete Geschichten. Auch Gegenstände und alte Fotos können zu Erzählungen anregen.

Doch zurück zum Thema Essen und Trinken: Stellen wir uns eine Person vor, die Mitte der 1930er-Jahre in einer Großstadt in Deutschland oder Österreich aufgewachsen ist. Was könnte ich sie oder ihn fragen? Was könnten erzählanimierende Fragen sein?

Mit einem biografischen Gespräch regen wir dazu an, dass Menschen aus ihrer je eigenen Sichtweise ihre Erlebnisse erzählen.



© Werner Krüper (2)

GESPRÄCHSLEITFADEN:

Essen und Trinken in Kindheit und Jugend

In der Familie

- » „Können Sie sich noch an Ihre Lieblingspeise erinnern?“ Und:
„Gab es Speisen oder Getränke, die Sie gehasst haben?“
„Gibt es konkrete Geschichten dazu?“
- » „Wenn Sie sich an die damaligen Gerüche zurückerinnern.
Gibt es da welche, die Ihnen bis heute in der Nase geblieben sind?“
- » „Wie ist das bei Ihnen zu Hause abgelaufen: das Frühstück?“
Sodann nach Mittagessen und Abendessen fragen. Auch Fragen zur Sitzordnung sind möglich, oder danach, wer das größte Stück bekam?
Und: „Wie war es am Sonntag?“
- » „Wenn Sie sich an Weihnachten in der damaligen Zeit erinnern:
Was ist denn da auf den Tisch gekommen?“ Gleiche Frage zu anderen Festen:
Ostern, Kommunion, Firmung, Konfirmation, Hochzeit und so weiter.
- » „Wie war das denn bei Ihnen zu Hause: das Kochen?
Und: „Wie hat’s in der Küche ausgesehen?“
- » „Und wie war das in der Schule? Wie hat Ihr Schulbrot/Ihre Jause ausgesehen?“ Außerdem: Frage nach dem Mittagessen in der Schule und Ähnliches.
- » „Können Sie sich erinnern? Gab es Dinge, die Sie gerne gehabt, gegessen oder getrunken hätten, aber die kaum oder gar nicht erreichbar waren?“
- » „Wenn Sie sich an die Kriegszeit zurückerinnern: Wie war das da mit dem Essen?“ Eventuell Nachfragen zu: Vater, der womöglich als Soldat im Krieg war, dann wieder auf Urlaub zu Hause; Lebensmittelmarken, Sammeln von Beeren und Kräutern und so weiter.
- » „Kriegszeit, Nationalsozialismus: „Wenn Sie sich da nochmals zurückerinnern, an andere Menschen denken, von denen ja viele auch verfolgt worden sind.
Gibt es da Erlebnisse, an die Sie sich erinnern?“
- » „Wenn Sie sich an die Nachkriegszeit zurückerinnern:
Wie war das damals, als allerorten die Not ausbrach. Wie hat das bei Ihnen ausgesehen?“ Man könnte Nachfragen stellen zu: Care-Paketen, Kaugummi von Besatzungssoldaten, Hamsterfahrten, Schwarzmarkt, Plünderungen, Lebensmittelmarken, Ersatzkaffee, Hülsenfrüchten/Erbsenspende und Ähnliches.
- » „In den fünfziger Jahren ist es dann ja schrittweise besser geworden, wie hat das bei Ihnen zu Hause ausgesehen?“

Orte des Einkaufens und Konsumierens

- » „Wie hat das in Ihrem Viertel, Kiez beziehungsweise Grätzl ausgesehen?
Wenn Sie sich vorstellen, Sie verlassen jetzt das Haustor, treten auf die Straße, was gab es da für Geschäfte, Märkte, Handwerker, Straßenverkäufer?“
- » „In welche Geschäfte – Tante-Emma-Laden/Greißler, Supermarkt, Märkte – sind Sie gegangen und wie hat’s dort ausgesehen?“
- » „In den Fünfzigern sind ja dann die Esspressos aufgekommen?“
Möglich sind auch Fragen zu Cafés, Heurige, Kneipen/Beisln und so weiter.
- » „Als Sie dann das erste Mal im Urlaub waren, wie war das da mit dem Essen (dem Trinken)?“
- » „Können Sie sich noch daran erinnern, als Sie Ihre erste Pizza gegessen haben?“ Oder das erste Wiener Schnitzel, das erste italienische Eis, den ersten Döner.

Als Erwachsene und im Alter, heute

- » „Als Sie dann bereits verheiratet waren und Kinder hatten, wie hat’s dann bei Ihnen ausgesehen?“ Viele vorhergehende Fragen lassen sich auf diese Phase beziehen.
- » „Und wie schaut es heute aus?“ Viele vorhergehende Fragen lassen sich auf die Gegenwart beziehen.
- » „Wenn Sie an die Mahlzeiten hier im Haus denken, was fällt Ihnen dazu ein?“

Interview-Leitfäden dienen als Orientierung. Die konkrete Fragestellung hängt von der Beziehung zwischen Fragendem und Befragtem ab.

Übrigens: Leitfäden wie der nebenstehende sind immer mit Vorsicht zu genießen und sind immer nur beispielhaft. Welche Inhalte ich anspreche und welche konkreten Formulierungen ich gebrauche, hängt immer auch davon ab, wie ich mit meinem Gegenüber am besten in Beziehung treten kann. Wenn ich mir etwa eine gleichaltrige Person türkischer Herkunft vorstelle, sehen die Fragen anders aus. Schon gar nicht sind solche Leitfäden so zu verwenden, dass ich erstens, zweitens, drittens et cetera nacheinander die Fragen stelle und abfrage. Aber sie können eine erste Orientierung geben. »

Literatur

- Blimlinger, Eva; Angelika Ertl; Ursula Koch-Straube und Elisabeth Wappelshammer (1996): *Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen*. Hannover: Vincentz Verlag
- Osborn, Caroline; Pam Schweitzer und Angelika Trilling (1997): *Erinnern. Eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen*. Freiburg i. Br.: Lambertus Verlag
- Ruhe, Hans G. (2008): *Methoden der Biografiearbeit. Lebensspuren entdecken und verstehen*. Weinheim; München: Juventa
- Sander, Kirsten (2006): *Biographiearbeit. Grundlagen der Pflege für die Aus-, Fort- und Weiterbildung*, Heft 21. Brake: Prodos Verlag

Dr. Gert Dressel, Historiker und Fortbildner, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Wissenschaftskommunikation und Hochschulforschung der IFF Wien (Alpen-Adria Universität) und der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien; Leiter, Mitarbeiter und Berater zahlreicher biografieorientierter Projekte in Forschung, Bildungsarbeit und Sozialer Arbeit.
E-Mail: gert.dressel@uni-klu.ac.at